

nimmt, muss zusammengearbeitet werden. Die Toten wie die Lebenden haben ihre Rolle zu spielen. Der Grund, warum ich an Halloween möglichst zu Hause bleibe – wo auch immer zu Hause für mich gerade sein mag –, ist nicht nur der, dass ich mir meiner Rolle in diesem Ritual bewusst bin, sie zu übernehmen gar für meine Pflicht halte, sondern auch weil ich weiß, wie verletzlich ich in diesen Zeiten bin. An Halloween nämlich kommt es nicht nur zu Heimsuchungen, sondern auch zu subtilen Veränderungen und Verwerfungen, zu kaum wahrnehmbaren Transformationen, die, wenn sie sichtbar werden, den Lebensweg bereits auf immer verändert haben. Wenn an Halloween die Geister umgehen, fühle ich mich offener und wachsamer, zugleich aber auch bedroht. Am besten sitze ich an solchen Tagen daheim, bis der Morgen anbricht und ich meine zufriedengestellten Geister wieder fortschicken kann.

Es hat jedoch Zeiten gegeben, da musste ich an Halloween fort sein, auf der Straße, unterwegs nach irgendwo, allein, ungeschützt, um vergessen zu können, was ich zu sein glaubte. So fuhr ich etwa vor zehn Jahren, als sich der Tag der Toten näherte, durch die Region der Finger Lakes im Staat New York, allein in einem Mietwagen. Ende Oktober war ich in Rochester angekommen und suchte nun nach einer Kleinstadt unweit vom Lake Keuka. Ich hatte mich bald verirrt, vielleicht absichtlich, war ich doch in einer Gegend, in der man sich leicht verirren konnte, diese vielen kleinen Straßen, die an so schöne und stille Orte führten, wie ich sie bis dahin noch nie gesehen hatte. Ich hatte an jenem Morgen also gründlich die Orientierung verloren, als ich hielt, um den Clown mitzunehmen. Nur ahnte ich nicht, dass er ein Clown war, dabei hätte sein Aussehen es mir verraten können, auch die Art, wie er an der Straße stand, mit

großem Gleichmut, obwohl kaum Verkehr herrschte und er nicht wusste, ob ich ihn mitnehmen würde. Er schien kein Ortsansässiger zu sein, wirkte aber wie jemand, der sich auskannte.

Wir schrieben Mitte der Neunziger, und ein schwieriges Jahr lag hinter mir. Ich war gestresst, müde und dankbar, allein auf der Straße unterwegs zu sein. Ich war meine Arbeit leid, meine Geschichte, vor allem aber war ich es leid, eine *Person* zu sein (wenn uns der heilige Paulus sagt, dass Gott »die Person nicht ansieht«, sagt er mehr, als wir gewöhnlich verstehen). Ich war es leid zu schauspielern, hatte es satt, sichtbar zu sein. Als ich aber durch diesen ruhigen Winkel der Welt fuhr, durch kleine Städte, vorbei an Veranden, auf denen Kinder große, grinsende oder spöttisch-schaurige Kürbislaternen ausgestellt hatten, hätte ich ebenso gut unsichtbar sein können, ein Mensch von Nirgendwo, zu dem jeder wird,

der auf der Durchfahrt ist. Ich war schon eine Weile unterwegs und genoss es, einfach nur umherzukutschieren, gelegentlich anzuhalten, um eine Tasse Kaffee zu trinken und mich dann wieder auf den Weg zu machen, fast wie ein leichter Windstoß, der von den Ortsansässigen, die ihre eigenen Dramen und Possen durchlebten, kaum wahrgenommen wurde – wenn überhaupt.

So freute ich mich, allein zu sein, die Ruhe desjenigen zu genießen, der ich bin, wenn niemand sonst bei mir ist, und ich spürte kein Verlangen, irgendwas an dieser Situation zu ändern, bis ich zum Mittagessen in einer Kleinstadt hielt. Ich weiß nicht mehr, wo es war oder warum es mir gerade dort gefiel, ich erinnere mich nur noch an das schmale, spärlich möblierte Restaurant und daran, dass es leer war. Leer bis auf die Frau, die mir die Speisekarte brachte, eine Malerin, die als Kellnerin jobbte (ich habe noch nie eine

Kellnerin getroffen, die als Malerin jobbt, oder einen Hamlet-Darsteller, der bloß darauf wartet, dass die nächste Tellerwäscherstelle frei wird, aber ich glaubte ihr, damals und auch heute noch). Sie war eine sehr schöne Frau, was ich zu jener Zeit merkwürdig fand, da ich, bis ich ihr begegnete, amerikanische Frauen nie schön gefunden hatte. Für mich sahen sie immer zu neu aus, so als kämen sie gerade vom Fließband. Allerdings hatte ich mich bis dahin hauptsächlich in Kalifornien aufgehalten, wo *alles* zu neu aussieht.

Wie es an stillen Tagen so geht, unterhielt ich mich ein wenig mit dieser schönen Frau – ich will sie Frances nennen –, zahlte schließlich und ging. Es war eine dieser kurzen Begegnungen, zu denen es auf der Durchreise kommt, eine Begegnung ohne weitere Bedeutung für beide Beteiligten, nichts weiter als ein angenehmes, höfliches Gespräch. Frances hatte in mir nur ein freundliches